

Wer sind sie eigentlich? Sie kommen und gehen, wie die Fische im Aquarium, manchmal als ein helles Aufleuchten, ein flüchtiges Verschwinden, aber man fühlt, sie sind immer da.

An der Spitze von allen steht Lytton Strachey mit seinem rotgoldenen Bart, schlank und beinahe unbeweglich und doch unendlich biegsam. Er sieht Bernard Shaw gar nicht ähnlich. Jedes Bild Stracheys würde uns einen falschen Begriff geben. Max Beerbohms Karikatur ist sein einziges Porträt, es ist keine Karikatur. Er spricht mit hoher Stimme und macht so die Dinge, die leise gesagt werden könnten, interessant, und wenn man glaubt, er ist interessiert, ist er gelangweilt und geht fort.

Die „Bloomsburies“ haben feine Manieren. Sie machen sich nichts daraus, jemand zu kränken, doch mögen sie nicht, daß man ihnen die Absicht anmerkt.

Außer Lytton Strachey, genannt Lytton, gibt es Oliver Strachey, St. Loo Strachey oder Marjorie und viele andere Stracheys. Sie sind weniger prominent, doch auch bekannt. Dann ist da Clive Bell, der laute und temperamentvolle Kritiker; er hat das Wort „Surrealist“ kreiert und entdeckt jeden Tag einen neuen Maler; aber der Maler malt wirklich — und so weiß man, daß er lebt und daß er gut lebt.

Dann Raymond Mortimer, auch ein Kritiker, jung und grausam, schön wie ein Fuchs, aber er kritisiert Bücher oder das Ballett und kritisiert das Leben.

Ferner die zwei schönen Schwestern Virginia Woolf und Vanessa Bell, Malerin und Schriftstellerin, mit Gesichtern wie Statuen und Manieren wie Königinnen. Sie gehören, wie jemand sagte, zur Burne-Jones-Periode. Außer diesen, Virginia (der Dichterin) und Vanessa (der Malerin), figuriert Duncan Grant, vielleicht unser größter Maler, schön anzusehen und scheu wie ein Satyr — ebenfalls mit guten Manieren. Hinzu treten noch „Dady“ Ricauts und Philip Ritchie, gut aussehende Jünglinge, die schreiben und von denen man sprechen wird. Dann die Garnets und Birrels, beide Söhne berühmter Dichterväter. Sie besitzen einen Bücherladen in Chelsea, und Garnet arbeitet an Lieblingsbüchern, wie „Lady into Fox“ oder „The sailors return“.

Dann Arthur Waley, der chinesische Scholar, der nie über die eigenen Witze lachte. Natürlich gibt es noch viele andere. Man trifft sie zusammen in den entsprechenden Gesellschaften, Balletts und Musikabenden. Sie lassen sich von der Lebewelt und der Aristokratie mit ihren Schauspielerinnen und Champagner amüsieren, nehmen das alles aber nur als Scherz — sie lieben Scherz.

Die Aristokratie, unter der ich diejenigen verstehe, die als Erste zur Guillotine gehen, und die sich am besten benehmen, und die ich heute nur oberflächlich behandeln kann, erfreuen sich eines großen Vorteils gegenüber den „Bloomsburies“ und den meisten Klassen; sie sind ungehemmt. Sie bestimmen die Mode und haben das jahrhundertlang getan. Sie wissen nicht, warum und wie, denken nie nach, bevor sie sprechen, übrigens fragte man nie danach, was sie sprechen.

Der englische Aristokrat reist erster Klasse, selbst wenn er arm ist; er tut es unbewußt, er kann nicht anders. Alle anderen, die erster reisen, sind Aufschneider und Schieber.